

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 8

Artikel: Deutsch-englische Politik : zu Lord Greys: Fünfundzwanzig Jahre
Autor: David, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Deutsch-englische Politik

Zu Lord Greys: *Fünfundzwanzig Jahre*¹⁾

Von Heinrich David

Mit halbwegs schlechtem Gewissen beten heute die Menschen zu dem neuen, europäischen « Geist », dem « Geist » von Locarno, den sie eben erst überschwänglich verehrt haben. Es ging wie das Brausen eines Pfingstgeistes über die Erde. Allein es ist offenbar leichter, in vielen fremden Zungen zu reden, als sich in einer zu verstehen. Es gab Begeisterte, die, wie Briand, von der Morgenröte der neuen Zeit sprachen. Luther und Stresemann hätten der Menschheit ihren sanften Schimmer wohl gegönnt. Aber Aurora hörte von Genf, zog ihr Antlitz in kummervolle Falten und verzögerte ihr Erscheinen.

Vielleicht war auch das Völkerbundshaus von Anbeginn an zu weitläufig angelegt. Zu viele Stockwerke und Winkelgänge. Einige Mieter beginnen sich ungebärdig zu betragen und der Hausherr vermag die Hausordnung nicht zu handhaben. Ohne Zweifel haben die modernen Demokratien noch ihre schwerste Probe zu bestehen. Nämlich die Wiedergeburt der völkerrechtlichen Beziehungen vorzubereiten. Sie werden zeigen müssen, ob es nur einzelne begeisterte Führer sind, die die Morgenröte der neuen Zeit verkünden, oder ob auch die gewaltigen Heerscharen aufgebrochen sind, den Zug in die neue Zeit zu unternehmen. Mit dem Schlagwort « alte und neue Diplomatie » wird nicht geholfen. Weil in der Tat nicht die Form, sondern der Geist entscheidet. « Der Geist des Wirklichen ist das einzige Ideelle » (Goethe). Es wird eine Zeit dauern, bis der neue Geist Weltwirklichkeitsgeist geworden sein wird.

Ob und besonders in welcher aufrichtigen Gesinnung, sich verstehen zu wollen, die öffentliche Meinung eines Landes sich mit ihren einstigen Feinden auseinanderzusetzen und in die Psychologie des Gegners zu versetzen gelernt hat, wird noch zu erproben sein. Für eine solche Probe ist kaum ein Werk geeigneter als die *Fünfundzwanzig Jahre* des jetzigen Viscount Grey of Fallodon. Denn wie den Deutschen König Eduard als der Urheber der sogenannten Einkreisungspolitik gilt, so gilt ihnen Grey als *der* Feind. Die zwei Bände seiner Erinnerungen dürften beweisen,

¹⁾ Viscount Grey of Fallodon: *Twenty-five years. 1892–1916.* 2 vols. Hodder & Stoughton . London 1925.

dass ihm unrecht geschehen ist. Allein da Lord Grey vielleicht die folgenschwerste Wendung in der englischen Politik seit 1870, wenn nicht eingeleitet und begründet, so doch folgerichtig weitergeführt hat, so konnte ihm, wenn aus dieser Wendung Andere ihr Unheil glaubten ableiten zu müssen, kein unbefangenes Urteil vorbehalten sein.

Es ist dies die Wendung, durch die Grossbritannien seine Bestrebungen, um zu einer engeren Verbindung mit dem Deutschen Reiche zu gelangen, einstellt, dafür aber freundliche Beziehungen zu seinen damaligen politischen Gegnern – zuerst zu Frankreich, später zu Russland – anknüpfte. Es war im Frühjahr 1904, als die Umstellung in der Politik des Inselreiches nach außen deutlich sichtbar wurde. Damals leitete in London Lord Lansdowne und in Paris Delcassé das Auswärtige. Grey empfing die Siegel seines Amtes erst am 11. Dezember 1905. Er war von 1892–1895 parlamentarischer Unterstaatssekretär im vierten Ministerium Gladstone gewesen und hatte als solcher unter den Lords Rosebery und Kimberley gedient. Als Campbell-Bannerman im Dezember 1905 von Eduard VII. berufen wurde, ein liberales Kabinett zu bilden, übernahm der damalige Sir Grey das Auswärtige Amt nicht ohne Bedenken. Grey gehörte dem rechten, imperialistischen Flügel der liberalen Partei an, der Roseberys Führerschaft folgte. Campbell-Bannerman hatte als Leader der liberalen Partei die südafrikanische Politik Chamberlains bekämpft. Wenn er auch nicht gerade zu den « Little Englanders » zählte, so nahm er mit seinem « Imperialismus des gesunden Menschenverstandes » (Commonsense Imperialism) eine besondere und unabhängige Stellung ein. Den guten Charaktereigenschaften und der Klugheit Campbells-Bannermans ist es gelungen, eine Spaltung der Partei zu verhindern. Lord Grey ist daher die Aufgabe zugefallen, die auch mit seinen Ansichten übereinstimmte, die Politik Lord Lansdownes fortzuführen.

« Deutschlands Schicksal wurde bestimmt durch sein Verhältnis zu England. »¹⁾ Dem ist so. Es ist unmöglich, der Versuchung zu widerstehen, gerade diesem Schicksal und gerade in diesem Augenblicke, in dem es seine ersten Knoten zum Verhängnis zu schlingen begann, in die Augen zu schauen. Ein Stück Vorgeschichte gibt Aufklärung und Steigerung.

Greys Buch bringt in dieser Richtung nichts wesentlich neues. Es gibt eine durchsichtige, doch leichtbewegte Darstellung und auch ein lebhaftes Bild der Vorgänge, an denen der britische Staatssekretär beteiligt war. Wie zur Zeit Lansdownes und Greys das englisch-französische

¹⁾) Veit, Valentin: *Deutschlands Außenpolitik von Bismarcks Abgang bis zum Ende des Weltkrieges*.

« rapprochement » einer « entente » entgegengeführt wurde, hat in seinen Anfängen schon J. A. Spenders Lebensbeschreibung Sir Henry Campbell-Bannermans enthüllt. Aber auch deutsche und englische Historiker haben sich eifrig um die Aufhellung der deutsch-englischen und, damit eng verbunden, der englisch-französischen Beziehungen bemüht.¹⁾ Wer Quellen und Werke zusammenhält, darf überzeugt sein, nicht nur Politik, sondern ein Stück Geschichte vor sich zu haben. Zugleich ein Problem, hinter dem stets natürliche und gesunde Kräfte gefühlt wurden, das daher immer wieder aufgenommen wurde, um ebenso oft wieder ungelöst fallen gelassen zu werden.

War es doch schon im Jahre 1889, als Fürst Bismarck bei Salisbury den Abschluss eines Vertrages anregte, durch welchen sich beide Mächte für einen begrenzten Zeitraum zu gemeinschaftlicher Abwehr eines französischen Angriffs auf einen von ihnen verpflichten sollten. Zu dieser Zeit bis zur Wende des letzten Jahrhunderts hat sich Grossbritannien auch ohne vertragliche Bindung zum Deutschen Reiche und zum Dreibunde gehalten. Es lag in der Politik des Reichskanzlers, sich das Inselreich geneigt zu sehen. Dadurch wurde die Einkreisung Frankreichs – die einzige, wirkliche, die das moderne Europa kennt und durch die Frankreich « bündnisunfähig » gemacht werden sollte – perfekt: der Dreibund, der Dreikaiserbund (später der sogenannte Rückversicherungsvertrag), Rumänien, zeitweise auch Serbien und ein freundliches Grossbritannien. Das angehobene Verfahren schließt in der Folge in Lord Salisburys Aktenmappe wieder ein.

Später waren die Rollen vertauscht. Um die Wende des Jahrhunderts war es besonders der energische Josef Chamberlain, der, im Einverständnis mit andern Mitgliedern des Kabinetts, die Verbindung mit dem Deutschen Reiche betrieb und im November 1899 in einer Rede in Leicester für einen neuen Dreibund zwischen den teutonischen und den beiden großen Zweigen der angelsächsischen Rasse eintrat. Zur Zeit Bis-

¹⁾ Die allgemeine Grundlage gibt natürlich die Aktensammlung: *Die Große Politik der europäischen Kabinette*. Neben dem allgemein gehaltenen Werke Professor Valentins: *Deutschlands Außenpolitik 1890–1918* und den Büchern Otto Hammanns, des ehemaligen Vortragenden Rats- und Pressechefs im Auswärtigen Amt, sowie der kritischen Schrift Johannes Hallers: *Die Aera Bülow* verbreitet sich über die englisch-deutschen Bündnisverhandlungen im besondern Eugen Fischers *Holsteins Grosses Nein*. Diesem mit klassischer Gründlichkeit und unerbittlicher Eindringlichkeit geschriebenen Werke wird, was die hauptsächlichen Schlussfolgerungen angeht, schwerlich etwas anzuhaben sein.

Wer sich mit der englischen Auffassung vertraut machen will, findet in dem Cambridge-Professor G. P. Gooch, besonders in dessen *History of Modern Europe. 1878–1919* einen überaus sachkundigen und objektiven Führer – nicht weniger auch im dritten Bande der *Cambridge History of British Foreign Policy*.

marcks war England noch nicht « bündnisreif ». Den entgegenkommenden Worten Chamberlains, zu denen er anlässlich eines Kaiserbesuchs in Windsor aufgemuntert worden war, zeigte Fürst Bülow nachträglich in einer Reichstagsrede « die kalte Schulter ». In jenen Jahren war es der Geh. Rat von Holstein, der im Auswärtigen Amte die diplomatische Maschine mit seinem Einflusse spieß. Seine Macht muss, eine betrübende Erscheinung in der Geschichte der deutschen Diplomatie, ebenso groß gewesen sein wie seine Verschrobenheit. Je mehr man über diese « Graue Eminenz » erfährt, um so widerwärtiger wird ihr Bild. Nach den letzten Veröffentlichungen in der Presse entpuppt sie sich als ein skrupelloser Börsenjobber, der seine politischen Kenntnisse zu Spekulationen ausnützte. Zweifellos besaß Holstein nicht das geringste Verständnis für englische Denkart, für englischen Einfluss, für englische Macht. Er hasste. Er hasste Salisbury, er war voller Voreingenommenheiten.

Alles in allem genommen war Holstein des Glaubens, England werde sich niemals mit seinen, zu jener Zeit gegnerischen Mächten – Frankreich und Russland – verständigen können, weshalb es die deutschen Bedingungen für ein Bündnis hinzunehmen gezwungen sei. In diesem Glauben liess er sich trotz mehrfacher Warnungen nicht irre machen. Er war gegen « den Freundschaftssturm von Chamberlain und Genossen deshalb besonders misstrauisch, weil die angedrohte Verständigung mit Russland und Frankreich so vollständiger Schwindel ist ». Als die deutschen Bedingungen den Engländern immer unannehmbarer wurden, ist der vollständige Schwindel bald vollständige Wirklichkeit geworden.

Ein wesentliches Interesse Englands, mit der Tripelallianz gut zu stehen, bestand darin, in seiner zwischen Frankreich und Russland – mit ihrer feindseligen Politik – eingekeilten Stellung einen Stützpunkt an einer günstig gesinnten Mächtegruppe zu haben. Dies hatte seine besondere Bedeutung für die britische Vormachtstellung in Ägypten. Der Nachteil des Vorteils aber war der einer fühlbaren Abhängigkeit von der Dreibundpolitik, besonders der Politik des Deutschen Reiches. Hie und da waren auch zögernd gewährte Zugeständnisse nötig, um die Gewogenheit bei gesundem Leben zu erhalten. Der Wunsch, die Unabhängigkeit zurückzugewinnen, lag nahe. Ihn zu erfüllen, gab es einen Weg: die Verständigung mit den Gegnern. Diesen Weg beschritt Großbritannien Frankreich gegenüber im Frühjahr 1904. Größere Bewegungsfreiheit, sicherere Stellung in Ägypten und Befreiung von dem Alpdrucke unaufhörlicher Streitigkeiten mit Frankreich hatten daher die Vereinbarungen, die ebenso gut die Fischereirechte in Newfoundland als Regelungen über

Grenzgebiete in Westafrika und Abmachungen in Siam, Madagaskar und den Hebriden betrafen, vom April des genannten Jahres zum Zwecke. Im Vordergrund des Interesses standen natürlich die Abkommen über Marokko, das Frankreich und Spanien überlassen wurde, und Ägypten, wo von nun an die englische Politik unangefochten blieb.

Eine so weitsichtige Methode, sich in dieser Weise gründlich und allseitig mit seinem Gegner abzufinden und die Gegnerschaft einer Nation, die, es war nicht lange her, heftig aufgeflammt war, in Freundschaft umzuwandeln, hatte alle Aussicht auf Erfolg. Sie wäre wert gewesen, Nachahmung zu finden, nicht Feindseligkeit bei Dritten zu erwecken. Denn eine feindliche Spalte gegen irgendeine andere Macht hatte das englisch-französische Abkommen, auch das über Marokko, nicht. In England wirkte die Aussöhnung mit Frankreich auf die öffentliche Meinung, deren völlige Sympathie sie hatte, wie eine Erlösung. In Deutschland erweckte sie vorerst keine Bedenken. Wahrscheinlich hätte aber Delcassé klug gehandelt, wenn er schon vor dem Abschlusse der Vereinbarungen über Marokko und Ägypten auch Deutschland, das in dem scherifischen Reiche wirtschaftliche Interessen verfolgte, in das Vertrauen einbezogen hätte, oder wenn es förmlicher geschehen wäre, als es später tatsächlich erfolgte. Dass das Deutsche Reich zu seinen Handelsinteressen Sorge trug, hatte seine gute Begründung in der französischen Handelspolitik, die überall in den Kolonien fremden Wettbewerb zu erschweren oder zu verhindern bestrebt war. Als es aber weiter ging und sich allgemein der französischen «friedlichen Durchdringung» Marokkos, die allerdings zeitweise mit Flinten und Kanonen operierte, in den Weg legte, überspannte es Ziele und Kräfte.

Bismarck hatte der französischen Nation, um ihr die Einkreisung weniger fühlbar zu machen, als Narkotikum die Lust zu kolonialen Unternehmungen angefacht. Das Narkotikum wirkte, hatte aber die starke, aktive Nebenwirkung, aus Frankreich eine koloniale Macht ersten Ranges zu machen und ihm dadurch zu einer, sicher nicht beabsichtigten, Stärkung zu verhelfen. Besonders die kolonisierende Tätigkeit an der nordafrikanischen Küste, die ihrer Natur nach wirtschaftspolitisch mehr zu Europa als zu Afrika gehört, war ihm, dem Mittelmeerstaate, etwas Gegebenes. In der Nachbarschaft Algiers Ruhe und ungestörten Handelsverkehr herzustellen und in die anarchischen Zustände als Vormacht oder Schutzmacht Ordnung zu bringen, konnte nicht Aufgabe eines Staates des Nordens oder der europäischen Mitte sein. Von Ufer zu Ufer oder von nachbarlichen Gebieten aus ließ sich das Werk leichter bewältigen.

An Schwierigkeiten hat es auch so nicht gefehlt. Das alldeutsche Schlagwort: « Marokko ein deutsches Algier » klang prächtig. Allein hätte einmal eine Rechnung für das Unternehmen präsentiert werden müssen, würden die Enthusiasten sicherlich kleinlaut geworden sein.

Als demnach das Deutsche Reich mit einer brüsken Wendung eine diplomatische Offensive gegen Frankreichs, durch das Abkommen mit England und Spanien gesicherte Stellung in Marokko eröffnete, konnte der schließliche Erfolg nicht auf seiner Seite sein. Dies um so weniger, als auch Italien durch Versprechungen in bezug auf Tripolis gewonnen war. Die auffällige Form und die Heftigkeit, mit denen der Angriff geschah, waren wohl imstande, das politische Räderwerk heiß laufen zu lassen, aber die Stellung Frankreichs war der Natur nach auf die Dauer nicht zu erschüttern. Der Druck, der von Berlin auf Paris ausgeübt wurde, um Delcassé aus dem Sattel zu werfen, der pomphafte Besuch des deutschen Kaisers in Tanger, der Mangel jeglichen Willens zu einem wirklichen Entgegenkommen und die Unbeugsamkeit, das widerstrebende Frankreich unter das Joch einer internationalen Konferenz zu beugen – dies und manches andere lassen es völlig glaubwürdig erscheinen, dass, wie geschrieben wird, bei Freund und Feind der allgemeine Eindruck gewesen sei, dass die « graue Eminenz », eben Holstein, den Krieg gewollt habe (Haller: *Die Aera Bülow*). Sicherlich glaubte man im Ausland an die Kriegsgefahr. Ohne Zweifel sind dem Reichskanzler Bülow später, etwas zu spät, die Augen über die gefährliche Politik seines Beraters aufgegangen. Holstein wurde aus dem Amt entfernt. So ziemlich ein Jahr nach dem Abschlusse der Konferenz von Algesiras klagte Wilhelm II., dass Herr von Holstein seine ganz bestimmten Befehle und Verabredungen mit dem Kanzler in seiner geschickten Art dergestalt verdreht habe, dass schließlich das Gegenteil herausgekommen sei. Er (Holstein) habe, so klagte der Kaiser, « immer wieder das Gift gegen Frankreich aufgerührt und eingespritzt und den Kanzler so bedrängt, dass letzterer mir wiederholt in seinem Garten zu meinem höchsten Erstaunen die Frage vorlegte, ob ich mit Frankreich den Krieg wolle oder wünsche ».

Charakteristisch. Der fürstliche Herr hatte schon damals vergessen, dass er es gewesen war, der am 26. Oktober 1905 bei der Einweihung eines Moltkedenkmals mitten in den Marokko-Konflikt die Worte hineingeschmettert hatte: Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt.

Die Konferenz von Algesiras brachte wohl eine Ruhepause, aber keine grundsätzliche Lösung. Erst während der zweiten Marokko-Krisis im

Jahre 1911, die den Frieden neuerdings bedenklich gefährdete, erhielt Frankreich von dem Deutschen Reiche freiere Hand in Marokko zugesichert. Es musste sich die Zusicherung mit der Abtretung von 107,270 Quadratmeilen seines Kongogebietes erkaufen.

Die deutsche Marokko-Politik war es nun, die England und Frankreich fester aneinander schmiedete. Aus dem «rapprochement» wurde eine «entente», aus der «entente» eine «entente cordiale». Weder Lansdowne noch Grey ließen den deutschen Botschafter, den Grafen Metternich, über die lebhafte Bewegung der öffentlichen Meinung in England im Zweifel. Diese sei, so setzte Grey dem Botschafter auseinander, nicht aus einer feindseligen Gesinnung gegen Deutschland, sondern vielmehr aus der Erleichterung und Befriedigung zu erklären, die die Engländer darüber empfunden hätten, freundliche Beziehungen zu Frankreich hergestellt zu sehen. Wenn daher Frankreich gerade wegen des Dokumentes, der vertraglichen Grundlage des gegenseitigen Einverständnisses, in Schwierigkeiten geraten würde, wäre die Sympathie in England für Frankreich außerordentlich stark, so stark, dass es unmöglich sein würde, neutral zu bleiben. «Aber», erklärte Lord Grey dem Grafen Metternich, «wenn die Marokkokonferenz (1906) gut verläuft, dann können Sie sicher sein, dass die englisch-französische Entente nicht dazu benutzt wird, um die allgemeinen Interessen oder die Politik Deutschlands zu benachteiligen.»

Bezeichnend für Lord Greys vorsichtige Geschäftsführung ist der Satz in den *Fünfundzwanzig Jahren*: «Mein Ziel in den Besprechungen (mit dem französischen und dem deutschen Botschafter) war, den Deutschen zu verstehen zu geben, dass die Situation eine ernste sei, und die Franzosen fühlen zu lassen, dass wir für sie sympathisch gesinnt seien und dabei doch alles zu vermeiden, das Erwartungen gezeitigt hätte, die wir nicht imstande gewesen wären, zu erfüllen. Um dies zu erreichen, war es notwendig, in dem einen Falle Bluff, in dem andern Versprechungen zu vermeiden.»

Allein der britische Staatssekretär konnte beiden Gefahren, denen er gerne ausgewichen wäre, nicht völlig entgehen. In Berlin erhielt man von den Berichten des deutschen Botschafters nicht den richtigen Eindruck. Bülow sah in der britischen Einstellung gerade das, was Lord Grey nicht wollte, nämlich nur Bluff und Holstein erachtete es als wirksam, die englischen Hetzereien mit Stillschweigen zu übergehen. Und die Erklärungen der britischen Minister waren auch nicht in dem Maße gefahrlos, als es englischerseits angesehen wurde. Dies musste Lord Grey erfahren, als der

zielbewusste und taktvolle französische Botschafter, Paul Cambon, mit zwingender Logik die Konsequenzen aus den Erklärungen zog. Wenn Frankreich, so folgerte Cambon, von Deutschland angegriffen werden sollte, so werde die Notwendigkeit, zu handeln, von Tagen, ja Minuten abhängig sein. Sollte die britische Regierung es dann aber notwendig haben, vorerst die öffentliche Meinung zu beraten und ihre Kundgebung abzuwarten, so würde eine Hilfe nutzlos, weil zu spät, sein. Dies konnten die britischen Staatssekretäre nicht wohl leugnen. Aus solchen Erwägungen entstanden daher die sogenannten « Besprechungen » zwischen den englischen und französischen Stäben der Marine und des Landheeres, um aus einem unvorbereiteten Großbritannien ein wenigstens teilweise vorbereitetes zu machen. Stets war die ausgesprochene Meinung die, dass die Beratungen zwischen den militärischen Sachverständigen in keiner Weise die Freiheit der beiden Regierungen, sich in der Zukunft für oder gegen bewaffnete Hilfe zu entscheiden, einschränken sollten. « Diese Beratungen waren nicht als Verpflichtungen, die die Regierungen in gewissen Eventualitäten zu handeln verpflichtet hätten, angesehen und sollten auch nicht als solche angesehen werden. » So wurde die britische Abneigung gegen Allianzen und die Unmöglichkeit der Billigung einer Allianz durch das Haus der Gemeinen mit einer gewissen praktischen Voraussicht in Einklang zu bringen gesucht.

Als Campbell-Bannerman im Jahre 1906 als Ministerpräsident von den « Besprechungen » Mitteilung erhielt, bemerkte er, dass ihm der Nachdruck, der auf gemeinsame Vorbereitungen gelegt werde, nicht gefalle. Es komme einer Ehrensache sehr nahe (*It comes very close to an honourable undertaking*). Und als während der zweiten Marokkokrise (1911) wiederum die « Besprechungen » zur Rede kamen, fand sie der damalige Premier Asquith zuerst gefährlich. Nachträglich war aber das britische Kabinett einig, durch einen Briefwechsel zwischen Grey und Cambon die Beziehungen zwischen England und Frankreich gemäß den mündlichen Vereinbarungen nun auch schriftlich zu ordnen. « Theoretisch », so urteilt der englische Geschichtsschreiber G. P. Gooch, « ließen die Grey-Cambon-Briefe Großbritannien freie Hand, und seine Freiheit wurde auch von Premierministern und Ministern des Auswärtigen in Zwischenräumen ausdrücklich und fortgesetzt wiederholt; aber seit 1911 sahen viele Franzosen Großbritannien der Ehre halber verpflichtet, Frankreich, wenn es von Deutschland angegriffen werde, beizustehen. » Lord Grey hat es erlebt, wie die Vereinbarung auf die Probe gestellt wurde. Nach seiner Ansicht ist die Theorie durch die Praxis

bestätigt worden. Die Vereinbarung sei, sagt er, gewissenhaft eingehalten worden, auch während der Wochen der Ängste und der Verzweiflung vor Ausbruch des Krieges von 1914. « In dieser Woche wurden die dringendsten Aufforderungen an uns gerichtet, unsere Hilfe zu versprechen, aber niemals wurde weder von der französischen, noch der russischen Regierung, noch von ihren Botschaftern in London unter den mir gegenüber gebrauchten Begründungen ausgesprochen oder zu verstehen gegeben, dass für uns eine Verpflichtung irgendeiner Art bestehe. Es wurde an unser Interesse appelliert; niemals aber wurde angedeutet, dass unsere Ehre oder gute Treue in Frage komme. »

Der britische Staatssekretär charakterisiert die deutsche Marokkopolitik mit den Worten: « Der Wind, den der Druck des bewaffneten Deutschland entfachte, hatte, obschon er im Jahre 1905 Delcassé aus dem Ministerium des Auswärtigen weggefegt hatte, auf die Dauer nur bewirkt, dass Frankreich sich fester in den Mantel der Entente mit Britannien wickelte. »

So war es in der Tat. Aber weder die Entente mit Frankreich noch später diejenige mit Russland sollten die freundlichen Beziehungen zu dem Deutschen Reiche stören. « Die englisch-französische Entente enthielt nichts, was uns unmöglich machte, mit Deutschland in guten Beziehungen zu stehen. » Klarer und aufrichtiger konnte das Verhältnis zu Deutschland nicht umschrieben werden als es Grey in den folgenden Worten tat, die er an den Botschafter Goschen in Berlin am 5. Mai 1910 richtete: « wir können die Freundschaft Russlands oder Frankreichs nicht opfern. Das hat aber keineswegs die Meinung, die eine oder andere zu aggressiven Zwecken gegen Deutschland auszunützen. Als Deutschland mit Frankreich seine Zwistigkeiten Marokkos wegen ausglich, war ich nicht nur nicht ärgerlich, sondern hatte ich ein Gefühl der Befreiung. Ich habe die Aussicht einer Freundschaft mit Frankreich, die eine Reibung mit Deutschland bedeutet hätte, gehasst, und ich freute mich, als diese Aussicht schwand. »

Noch am 24. Juli 1914 – vier Tage vor der Mordtat von Serajewo – formulierte Grey die britische Politik dem deutschen Botschafter Lichnowsky, der über die Haltung Englands anzufragen beauftragt war, gegenüber nicht weniger deutlich, indem er sagte, dass keine nicht veröffentlichten Abmachungen zwischen Großbritannien und den Verbündeten beständen, und dass von seiner Seite niemals etwas geschehen würde, um diesem Verhältnis eine gegen Deutschland gerichtete Spitze zu geben. Trotz diesen Tatsachen seien die Beziehungen zu den beiden

Genossen sehr intime und hätten an ihrer früheren Festigkeit nichts verloren.¹⁾

Um übrigens über die englische Politik Deutschland gegenüber ein zutreffendes Urteil zu haben, darf man nie vergessen, dass die – vielleicht einflussreichsten – Mitglieder des britischen Kabinetts, wie Asquith, Lord Chancellor Loreburn, Kriegsminister Haldane und der Staatssekretär für Irland, der als Schriftsteller weitherum angesehene Bryce, warme Freunde Deutschlands und Fürsprecher der deutsch-englischen Annäherungen waren. « Das gesamte liberale Kabinett wünscht aufrichtig die Pflege guter Beziehungen zu Deutschland », berichtet auch Graf Metternich nach Hause.

Der deutsche Reichskanzler Bülow konnte, solange er sachlich sprach, der englischen Auffassung keine andere entgegensetzen. In seiner Novemberrede des Jahres 1906 vor dem Reichstage besprach er die internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches. Von der französisch-russischen Allianz pries er, dass sie seit ihrem Bestehen keine Gefahr für den Frieden gewesen sei, sondern dass sie sich im Gegenteil schließlich als ein für den regelmäßigen Gang der Weltuhr wohltätiges Gewicht bewiesen habe. Das gleiche sei von der französisch-englischen « entente cordiale » zu hoffen. Gute Beziehungen zwischen Deutschland und Russland hätten der französisch-russischen Allianz keinen Abbruch getan. Gute Beziehungen zwischen Deutschland und England können an und für sich ebensowenig im Widerspruche mit der entente cordiale stehen, wenn diese friedliche Zwecke verfolge. Es gebe keinen vernünftigen Menschen in Deutschland, der nicht aufrichtig ruhige Beziehungen zu England wünsche auf der Grundlage beidseitiger Loyalität.

Dies alles klang sachlich und friedlich. Die schlimme Botschaft folgte aber nach: die Einkreisung. Der unglückselige von Holstein soll dieses Schlagwort erfunden haben. Wenn überhaupt jemals, so hatte es in dem Augenblick, in dem es erfunden wurde, keinen, aber auch gar keinen Sinn. Das Aufreizende aber, das das Sinnbild in sich trug, machte sein Glück, es fand weite Verbreitung und wird jetzt noch als gute Münze herumgeboten. Auch Fürst Bülow trieb in seiner Novemberrede mit dem Schlagwort ein gefährliches Spiel. « Eine Politik, » sagte er, « die darauf gerichtet

¹⁾ Die Anfragen der deutschen Regierung in London waren übrigens damals eitel diplomatisches Spiel. Von 1909 bis Ende Juli 1914 war ein Beamter der russischen Botschaft gekauft, der der deutschen Regierung regelmäßig die ganz vertrauliche Korrespondenz zwischen London und Petersburg, die durch die Hand des Grafen Benckendorff (des russischen Botschafters in London) ging, ausgeliefert hat. Damit waren auch mittelbar die englisch-französischen Beziehungen klar gelegt (Valentin: *Deutschlands Außenpolitik*, S. 145 Anm. 1).

wäre, Deutschland einzuschließen, einen Kreis von Mächten um uns zu bilden, uns zu isolieren und lahm zu legen, wäre eine für den Frieden Europas bedenkliche Politik. Solche Ringbildung ist nicht möglich ohne Ausübung eines gewissen Druckes. Druck erzeugt Gegendruck. Aus Druck und Gegendruck können schließlich Explosionen entstehen. » Isolieren, lahmlegen! Das deutsche Reich lahmlegen! Das Deutsche Reich, das im Jahre 1906 – als die Rede gehalten wurde – einen Höhepunkt seiner Machtstellung erreicht hatte. Mochte auch Italien ein nicht immer gleich zuverlässiger Bundesgenosse sein, so war der Dreibund zu jener Zeit trotzdem die europäische Vormacht, der überdies Rumänien als vierter im Bunde zugehörte. Russland hatte eben die Niederlagen des Krieges mit Japan erlebt. Sein Einfluss war für lange Zeit gebrochen. Frankreich hatte sich der herausfordernden Politik Deutschlands unterworfen, einen Minister geopfert und war zu einer internationalen Konferenz, gegen die es sich mit allen Kräften gesträubt hatte, genötigt worden. In der Türkei, wo Wilhelm II. der Freund Abdul Hamids geworden war, gab die deutsche Politik den Ton an und die deutschen wirtschaftlichen Interessen hatten über diejenigen aller anderen Nationen einen unbestrittenen Sieg davongetragen. Zudem waren, wie die Sprecher der deutschen Reichsregierung zugeben mussten, die Beziehungen zu dem geschlagenen Russland, dem sich die Deutschen während des Krieges mit Japan überaus hilfreich erwiesen hatten, denkbar gute. Diese Verhältnisse wurden durch die Beziehungen zur Weltmachtpolitik, also etwa durch das gegen Russland gerichtete englisch-japanische Bündnis, nicht anders. Und nun! Isolieren, Einkreisen, Lahmlegen! Allein das Wort Einkreisung war nun einmal geprägt, es trug Flügel und regte die Phantasie an. Bald wurde aus der Einkreisung eine Umklammerung und aus der Ringbildung ein eiserner Ring.

Am 9. Januar 1906, als während des Marokkokonfliktes England nicht nur diplomatisch an die Seite Frankreichs zu treten drohte, hatte der deutsche Botschafter dem britischen Staatssekretär auszurichten, dass sich Deutschland als Nation zu stark und in einer zu starken Position fühle, um sich selbst vor einer Kombination von zwei andern Großmächten zu fürchten. Diese selbstbewusste Erklärung atmete den rechten Erdgeruch. Sie war jedenfalls innerlich wahrer als die Bekreuzung vor dem Einkreisungsgespenst. Die Stellung Großbritanniens zu den kontinentalen Großmächten hatte sich verändert, gewiss. Diese Tatsache musste sich politisch und diplomatisch auswirken, natürlich. Wenn die britischen Zusicherungen Frankreich und Russland gegenüber als Allianzen gewertet

würden – was, wie man gesehen hat, der englischen Auffassung widerspricht –, so wäre Bülow berechtigt gewesen, von einer neuen Gruppenbildung der Großmächte zu sprechen. Er konnte, zugegeben, eine solche auch ohne ausdrückliche Bündnisse voraussetzen. Doch bedeutete sie, wenn man Frieden halten wollte, keineswegs Unfrieden. Die Bülow'schen Übertreibungen waren wenig staatsmännisch. Allein dies war nun einmal ein Zeichen der Zeit. Alle Verträge und Reden flossen von Friedensabsichten, Friedensideen und vom Mangel an jeglicher Angriffslust über. In den Ohren Aller klangen aber trotzdem die fernen Wirbel der Kriegstrommel.

Indessen wurden schließlich bis auf die letzte alle die Krisen, um welche Lord Greys Erinnerungen gruppiert sind, versöhnlich überwunden. Die beiden Marokkokrisen (die vom Jahre 1906 – Algesiras – und die vom Jahre 1911 – Agadir) und die beiden Balkankrisen, sowohl die, welche die Eroberung von Bosnien und der Herzegowina (1908/09) hervorgerufen hatte, als auch die, welche den Balkankriegen (1912/13) gefolgt war. Mit besonderer Genugtuung erfüllten Grey die Methode und die Erfolge der Botschafterkonferenz während und nach den Balkankriegen in London. Er war ihr Vorsitzender. Dem formlosen Verfahren und den freundlichen Beziehungen der Botschafter der Großmächte untereinander, die überall, wo ein Feuer aufzuhüpfen drohte, es auszutreten bemüht waren, war es nach ihm wesentlich zu verdanken, dass die Feindschaften wegen der Verteilung der Balkanbeute und der unversöhnlichen Hass zwischen Serbien und Österreich und verwandte Konfliktstoffe vor einem Appell an die Waffen bewahrt wurden. Für den Leiter des Foreign Office hätte es eine ideale Lösung, die er ohne Missdeutung leider selbst nicht anregen konnte, bedeutet, wenn nach Art der Londoner Konferenz eine dauernde Institution geschaffen worden wäre. Aber «so viel ich weiß», schreibt Grey, «haben die gute Treue, der gute Wille, die Aufrichtigkeit, der Mangel jeglicher Selbstsucht und persönlicher Rivalitäten, die für diese Konferenz – was die Einzelnen persönlich und alle gemeinsam betrifft – charakteristisch waren, keinen oder nur einen vorübergehenden Eindruck auf die Regierungen Europas gemacht. Diese Eigenschaften waren vor dem Kriege ohne großen Wert, nicht deshalb, weil sie nicht bestanden haben, sondern deshalb, weil kaum jemand an ihr Vorhandensein glaubte. – – So wurde, als die Krise im Jahre 1914 kam, die Anregung, die Zwistigkeit durch dieselbe Maschinerie wie im Jahre 1912 beizulegen, von Deutschland und Österreich kurzer Hand abgelehnt. Wären zwei Männer vorhanden gewesen, der eine in Wien, der

andere in St. Petersburg, beide weise genug, um die drohenden Gefahren vorauszusehen, der eine groß genug, um den Vorschlag zu machen, aus der Londonerkonferenz oder aus etwas ihr Ähnlichem einen dauernden Apparat zu gestalten, der andere groß genug, ihn anzunehmen, hätten Balkankonflikte mit fortschreitender Leichtigkeit gelöst werden können. Aber weder in Petersburg noch in Wien war ein solcher Staatsmann. »

Als daher die letzte Krise kam, traf sie einen diplomatischen Apparat, der die Ereignisse nicht meistern konnte. Niemand wird Greys Erinnerungen ohne die Überzeugung aus der Hand legen können, dass er und das britische Kabinett eifrig bemüht waren, den Frieden zu erhalten. Allerdings war es Greys Überzeugung, dass, wenn einmal der Krieg unvermeidlich sein sollte, das Interesse Großbritanniens es erheische, Frankreich nicht seinem Schicksal zu überlassen, sondern das Los mit ihm zu teilen. Doch war die Zahl solcher, die sich zur gegenteiligen Meinung, das britische Reich dürfe sich nicht in einen kontinentalen Krieg hineinziehen lassen, bekannten, groß. Dieser Meinung war im Kabinett eine starke Gruppe, die mehr als einen der Namen, die nach Autorität und Einfluss auf die liberale Partei gleich nach dem Premier Asquith kamen, einschloss. Ähnliches galt für das Parlament und besonders für die öffentliche Meinung. «Unsere großen industriellen Distrikte, besonders Lancashire, waren dem Kriege äußerst abgeneigt. Der Handel war gut, die Industrie wünschte ungestört zu bleiben.» Weder industrielle Eifersucht noch Handelsneid waren, nach Grey, Kriegsmotive. Lord Greys These stärkt das Urteil derjenigen deutschen Historiker, die nicht in dem britischen Handelsneide, sondern in dem Bau der deutschen Schlachtflotte den hauptsächlichsten Grund für die englische Entfremdung sehen. Diese Auffassung predigte seinen heimatlichen Vorgesetzten immer und immer wieder unerschütterlich der deutsche Botschafter von London aus. Die Meinung des unabhängigen, klugen Mannes machte in Berlin offensichtlich nicht den genügenden Eindruck. Dafür erntete er den Hass der Marinebehörden. Der deutsche Marineattaché in London, Kapitän Widenmann, nannte den Grafen Metternich «ein nationales Unglück». Admiral von Tirpitz behauptete, der Botschafter habe meist nur weitergegeben, «was ihm die Engländer eingeblasen hätten». Das größte Gewicht werden die Worte des Leiters des Foreign Office haben: «Das Übergewicht zur See hat für uns, seit wir von dem Welthandel abhängig geworden sind, Leben oder Tod bedeutet; wir mussten an ihm festhalten oder untergehen». Doch dies mehr nebenbei. Die Entscheidung, in den Krieg einzutreten, gab für Kabinett, Parlament und

öffentliche Meinung, nach Grey, der Durchbruch der deutschen Armeen durch Belgien.¹⁾

Es kann indessen nicht das Thema dieser Besprechung sein, über Kriegsursachen oder Kriegsschuld zu sprechen. Lord Grey selbst sagt, dass sein Buch natürlich den britischen oder im Grunde genommen seinen persönlichen Standpunkt vertrete. Es verfolge aber nicht den Zweck, als letztes Wort ein anderes Land anzuklagen oder zu verurteilen. Vielmehr habe ihn, den Verfasser, das Bestreben geleitet, die Tatsachen in der Weise darzulegen, dass andern die Möglichkeit gegeben werde, aus ihnen Schlussfolgerungen zu ziehen oder zu entdecken, durch die ein neuer Krieg von dem gleichen Umfang vermieden werden könne. An zwei Arten von Lesern wendeten sich daher vorzüglich die *Fünfundzwanzig Jahre*: an die heranwachsende Generation, deren Meinungen über den Krieg sich zu bilden im Begriffe seien, und an diejenigen aus der Kriegszeit, die leidenschaftslos und mit wachsendem Eifer nach der Wahrheit zu forschen trachteten. Alle diese hätten das Recht auf ein möglichst vollständiges Material, und für alle diese sei zunächst das Buch geschrieben.

Es kann nicht ausbleiben, dass die Urteile über die hervorstechenden Figuren der ominösen Epoche, die die Darstellung des britischen Staatssekretärs umspannt, im Laufe der Zeit eine Änderung erfahren werden – zum Schlimmen oder zum Guten. Die Änderung zum Guten über Lord Grey wird da, wo es nötig ist, nicht ausbleiben. Auf den deutschen Botschafter hat Grey den Eindruck eines geraden und offenen Mannes gemacht, von dem man wisse, was man an ihm habe und der Argumenten zugänglich sei und sie unparteiisch abzuwägen suche.

Der Freund Woodrow Wilsons, der bekannte Amerikaner Colonel House, ein kritischer Beurteiler, fand, dass der britische Minister des Auswärtigen zu Zeiten etwas bedächtig vorgehe und dass ihm die Anlage zur Führerschaft mangle. Aber über seine Hingebung für den Frieden, seine instinktive Mäßigung, seine vollständige Selbstlosigkeit und seinen Eifer für eine neue internationale Regelung sei kein Zweifel möglich. « Wenn jede kriegsführende Nation, » meint Colonel House, « einen Sir

¹⁾ Der österreichische Botschafter Graf Mensdorff hat am 7. August 1914 abends an den Grafen Berchtold geschrieben: « Lange Besprechung mit Grey. Er ist sehr erbittert wegen des Angriffs gegen Belgien und beklagt sich besonders über die Art, mit der alles in Berlin in die Hände der Militärs ausgeliefert worden sei, so dass er während der Verhandlungen nie absolut sicher sein konnte, auf welcher Seite die Autorität in Berlin liege.

Grey ist in Verzweiflung über den Zusammenbruch seiner Bemühungen, den Frieden zu erhalten. Über den Krieg sagte er zu mir immer und immer wieder: Ich hasse ihn, ich hasse ihn.» (Aus dem Englischen übersetzt.)

Edward an der Spitze der Geschäfte hätte, würde es keinen Krieg geben, oder wenn es einen geben würde, würde er bald beendet sein, und zwar nach Grundsätzen, weitherzig genug, um außer den Voreingenommenen und Selbstsüchtigen jedermann zufrieden zu stellen. »¹⁾

¹⁾ Aus dem Artikel von G. P. Gooch: «The revelations of Colonel House» *Contemporary Review* vom April 1926.